



Am Anfang war nicht mein Wort

Caroline Kodym (Universität Klagenfurt)

Abstract:

Du begleitest mich mittlerweile fast ein Jahrzehnt. Fast zehn Jahre warst Du immer verlässlich da, wenn ich Dich gebraucht habe, und fast jedes Mal hast Du mir geholfen. Angefangen bei meiner Liebe zum Lesen, bei der Du schon präsent warst. Ein kleines Echo in meinem Kopf, das mich ermutigt hat, es einfach selbst zu versuchen. Den Stift in die Hand zu nehmen, meine Gedanken zu Papier bringen und damit vielleicht andere Menschen genauso zu berühren, wie mich ihre Geschichten begleitet haben. Klein haben Wir angefangen. Mit Notizen in einem Block, grobe Skizzierungen einer Geschichte, an die ich mich heute noch genauso gut erinnere, wie damals, als sie nichts war als ein Gedankenkonzept.

Keywords: Autoethnographie

Empfohlene Zitierweise:

Kodym, C. (2025): Am Anfang war nicht mein Wort. zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 58–68. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.251306>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

ISSN: 2709-3778

Am Anfang war nicht mein Wort

Caroline Kodym (Universität Klagenfurt)

1. Am Anfang war nicht mein Wort.

Am Anfang war das Wort. Aber nicht mein Wort. Ich war vorerst einmal still, zumindest schriftlich. Gesprochen habe ich genug und ununterbrochen, glaubt man meinen Eltern. Ich erinnere mich nicht daran, wie ich zu schreiben begann – oder sagen wir es einmal so: Ich erinnere mich an Os und As, die ich abzeichnete, ich erinnere mich an Wörter wie Oma, Imi, Omi, Anna. Ich erinnere mich aber auch, dass ich nicht ganz einsehen wollte, warum sich meine Schreibversuche zwischen zwei Linien abspielen mussten und diese Linien keinesfalls über- und unterschritten werden durften. Die Geschichte meines Schreibens begann also mit Geboten und Verboten und viele Jahre hindurch war mein Schreiben geprägt durch das, was das Schreiben in der Schule in den 1980-er Jahren und 1990-er Jahren war – ein mir zu enges Korsett, das mir oft die Luft nahm. Die Luft zum Denken, Atmen und Kreativ-Sein. Schon die ersten Diktate machten klar: Hier geht es nicht um das, was ich zu sagen habe, sondern darum, ob ich es richtig schreibe. Fehler wurden rot markiert, manchmal mehr Rot als Blau auf dem Papier. Jeder Haken, jeder Strich bedeutete einen Mangel, eine Abweichung.

Ähnlich war es mit Aufsätzen. Es ging nicht darum, was ich zu sagen oder zu erzählen hatte. Sie sollten bestimmten Erwartungen und einer bestimmten Form entsprechen: Einleitung, Hauptteil, Schluss. Nicht zu lang, nicht zu kurz. Keine Abschweifungen, keine Experimente. Kreativität war ein Risiko, weil dann schnell wieder folgte: Nein, so nicht. 8 Fehler – Nicht Genügend.

Und dabei immer das Gefühl: So schreibe ich nicht. So denke ich nicht. Meine Gedanken liefen kreuz und quer, sie sprangen, sie weiteten sich aus, sie widersetzten sich dem Korsett der Schulnormen. Aber sie wurden unterdrückt, weggesperrt und weggeschlossen.

Wenn ich mich an mein Schulschreiben erinnere, erinnere ich mich vor allem an den Geruch meines Tintenkillers. Und ich erinnere mich an die Spuren, die er hinterließ: hellblau verschwommene Stellen, über die ich die korrigierten Wörter neu schreiben musste. Egal wie sehr ich mich bemühte, schön zu schreiben, es blieben Flecken. Flecken als Mangel, als ständige Erinnerung daran, dass hier etwas falsch war, dass ich einen Fehler gemacht hatte.

Mein Heft als Archiv der Missgeschicke. Und über all dem lag dieser Geruch, süßlich und scharf zugleich, der mich an Alkohol erinnerte. Mein Heft roch wie eine Schnapsbar. Mein Schreiben war lange Zeit eher betäubend als befreiend.

Gleichzeitig lernte ich auch, dass das Schreiben ein Mittel zur Kontrolle war. Lehrer:innen nutzten es, um Leistung zu messen, um Normen zu definieren und Grenzen zu setzen. Schreiben war kein freier Ausdruck, sondern eine Pflichtübung. Und je besser man sich anpasste, desto besser waren die Noten. Wer aber ausbrach, riskierte schlechte Bewertungen – und damit Scham.

Ich schrieb nicht gerne. Schreiben war für mich angstbesetzt. Texte wurden dann laut vorgelesen und kritisiert. Einleitung – Hauptteil – Schluss. Nur das Notwendigste. Nur nicht abweichen. Anpassen, mich anpassen und ruhig verhalten.

„Am Anfang war das Wort“ – aber es war das Wort der anderen. Das Wort der Lehrer:innen, der Lehrpläne, der Regeln und Normen. Mein eigenes Wort blieb im Hintergrund, unsicher, leise, manchmal verstummt.

2. Die Worte der anderen

Am Anfang waren es die Worte der anderen – aber fernab der Schule eröffneten mir die Worte der anderen eine neue Welt. Ich erinnere mich an Bücher, die ich schon als Kleinkind befühlt und betastet habe. Ich erinnere mich an Besuche in Büchereien, Buchhandlungen und Buchmessen. An den Geruch und das Gefühl von Papier. Bunt bedruckt und glatt oder aber auch rau und mit vielen kleinen schwarzen Buchstaben. Die Taschenbücher meiner Eltern. Auf einem Cover eine halbnackte Frau.

Mit fünf Jahren saß ich oft auf dem Boden, die Beine gekreuzt wie bei einem Ritual, ein Buch aufgeschlagen vor mir. Die Buchstaben waren noch Geheimzeichen, doch die Geschichten lebten schon. Ich erlebte das, was zwischen den Seiten stand, auch wenn ich es noch nicht selbst erfassen konnte. Ich spürte schon die Aufregung darüber, dass da etwas größer war als ich und mein Leben. Die Bilder waren mein erster Schlüssel zu diesen Welten. Bunt gedruckte Zeichnungen, hinter denen sich Geschichten und fremde Welten verbargen.

Ich erinnere mich an ein dickes Bilderbuch, das nach den Monaten des Jahres gegliedert war. Januar war weiß und still, mit Kindern, die im Schnee spielten, während im Juli die Sonne gelb und satt über Felder und Badeseen strahlte. Ich konnte stundenlang darin blättern, immer wieder zurückkehren zu meinen Lieblingsseiten. Noch heute erinnere ich mich an das Gefühl, wie die Seiten sich zwischen meinen Fingern anfühlten und an die Freude, die bunten Illustrationen zu betrachten. Es war, als hätte jeder Monat seine eigene kleine Welt, in die man eintreten konnte. Die Bilder waren selbst Geschichten. Ich „las“ sie, lange bevor ich lesen konnte, und sie prägten meine Vorstellung davon, dass Bücher mehr sind als Text: Sie sind Räume, in denen man mit Augen, Händen und Fantasie gleichzeitig unterwegs ist. Ich habe das Buch im Keller meiner Mutter gefunden und noch heute erzeugt es in mir ein besonderes Gefühl.

Und dann begann ich selbst zu lesen. Zuerst langsam, tastend, noch unsicher, als müsste ich jeden Buchstaben einzeln erobern. Doch bald fügten sich die Zeichen zu Wörtern, die Wörter zu Sätzen und die Sätze zu Geschichten. Plötzlich brauchte ich die Stimmen meiner Eltern und Großeltern nicht mehr, um die Bücher zum Leben zu erwecken – ich konnte es selbst. Aus schwarzen Zeichen auf weißem Papier entstanden ganze Welten, Stimmen, Gerüche und Gesichter. Ich erinnere mich an die Schullesebücher und die Bücher, die mir meine Eltern kauften. Der kleine Bär. Der kleine Vampir. Pippi Langstrumpf, ein Erzählband mit dem Titel Wir sind groß und ich bin klein und ein Gedichtbuch mit englischsprachigen Gedichten, die mir eine befreundete Familie aus England schenkte. Humpty Dumpty sat on a wall. Baa baa black sheep, have you any wool? Yes sir, yes sir, three bags full! One for the master, one for the dame, And one for the little boy who lives down the ...

Früh wurde mir bewusst, dass Bücher Welten öffnen können – und dass man darin verschwinden kann. Ein Satz konnte eine Tür sein, ein Wort ein Torbogen, hinter dem sich Landschaften, Menschen und Geschichten auftaten. Bald gab es zwei Welten. Die draußen auf den Bäumen, im Wald, am See und die drinnen, in der ich mich durch fremde Welten blättern konnte. Manchmal mit der Taschenlampe unter der Bettdecke die Einschlafzeit umgehend.

Schreiben kam später. Viel später. Vielleicht, weil ich nie ganz sicher war, ob auch meine Welt erzählenswert war. Die Schule tat wie bereits erwähnt ihr Übriges: „Du kannst das nicht“ – dieser Satz, ausgesprochen oder unausgesprochen, begleitete meine ersten schriftlichen Jahre. Er klebte an mir wie Tinte auf Papier.

Und doch – auch in dieser Enge keimte etwas. Die Sehnsucht nach eigenen Worten, nach einem Ausdruck, der nicht rot markiert und benotet wurde. Vielleicht war es gerade die Strenge, die in mir die Lust weckte, eines Tages anders zu schreiben. Frei. Ohne Linien. Ohne Korsett. **Am Anfang war nicht mein Wort. Aber schon damals begann meine Suche danach.**

3. Schreiben als Brücke

Doch heute, Jahre später, schreibe ich. Beruflich – und auch so. Aber eigentlich habe ich immer geschrieben. Zwar nicht immer verborgen, aber immer geschützt. Das Schreiben war keine öffentliche Bühne, sondern ein intimer Raum, manchmal auch ein Rückzugsort, aber nicht nur. Ein Ort auf jeden Fall, an dem ich sein konnte, wie ich wollte – ohne Korrektur, ohne Noten, ohne Bewertung.

Es begann mit Tagebüchern. Hefte und Bücher, die ich sorgfältig auswählte: mal kariert, mal liniert, mit bunten Covern, eins in schwarz-weiß mit Notenschlüssel drauf. In ihnen schrieb ich von Freundschaften, die entstanden und vergingen, von Streitereien und von geheimen Sehnsüchten, die ich nicht laut auszusprechen wagte. Es waren oft vor allem fragmentarische Gedanken, Skizzen meiner inneren Welt. Mein Leben in Worten und Bildern. Hineingen malt und hineingeklebt.

Dann kamen Gedichte. Vielleicht, weil Gefühle zu groß waren, um sie in Sätze zu fassen. Schwärmereien, Liebeskummer, Unsicherheit, die Suche nach der eigenen Identität – all das fand Platz in meinen Gedichten. Unbeholfen manchmal, kitschig vielleicht, aber ehrlich und authentisch. Und auch damals schon Songtexte und fremde Gedichte, die ich aufschrieb, abschrieb, umschrieb und neu schrieb.

Außerdem Briefe. Unzählige Briefe. Handgeschrieben, auf Papier, das ich faltete und in Umschläge steckte, versehen mit bunten Briefmarken. Diese Briefe verbanden mich mit Freund:innen, die ich im Urlaub kennenlernte, mit Sommerbekanntschaften, mit Menschen aus anderen Städten und Ländern. Jeder Brief eine Brücke zu einer anderen Welt.

Ich erinnere mich an den Nervenkitzel, wenn ein Antwortbrief im Briefkasten lag. Ich erinnere mich an den Briefkasten. Weiß und schmal. Briefe, die ich mit der Hand von oben herauszog. Das Rascheln des Papiers, wenn man sie öffnete. Der unverwechselbare Geruch, manchmal sogar ein Parfümhauch oder duftendes Briefpapier, ein Foto oder eine Blume, die beigelegt waren. Ein Stück Papier, ein Text als Verkörperung von Beziehung.

Später kamen Nachrichten und E-Mails dazu. Der Ton veränderte sich – schneller, kürzer, direkter. Und doch: Schreiben als Form der Gegenwart, vielleicht eine noch unmittelbarere.

Es war die Möglichkeit, in einer Fernbeziehung nicht allein zu sein, sondern im gemeinsamen Schreiben eine Nähe herzustellen, die räumliche Distanzen überbrückte. Worte wurden zu einem geteilten Raum, einem Ort, an dem man gleichzeitig sein konnte, auch wenn man tausende Kilometer voneinander entfernt war.

Schreiben war schon damals etwas, das Kulturen und Sprachen überschritt. Ich schrieb auf Deutsch, manchmal auf Italienisch, gelegentlich auf Englisch, später auf Spanisch. Jede Sprache trug ihre eigene Färbung, ihr eigenes Gefühl mit sich. Auf Deutsch konnte ich mich präzise und nüchtern ausdrücken, auf Italienisch klang alles leidenschaftlicher und bunter, manchmal dramatischer. Heute schreibe ich fast nur noch auf Deutsch. Ich mag die feinen Nuancen. Auf Spanisch gibt es oft ein Verb für etwas, das man im Deutschen mit fünf unterschiedlichen Verben sagen kann. Sie sind ähnlich, aber nicht gleich. Ich liebe die Details, die die deutsche Sprache so schaffen kann.

Reisen, Sommerflirts, kurze Bekanntschaften – das Schreiben begleitete sie alle. Es war wie ein Nachhall, ein zweites Leben, das parallel zum gelebten Leben existierte. Auch wenn Begegnungen flüchtig waren, blieben die Worte. Manchmal überdauerten sie die eigentliche Beziehung, als schriftliche Spur, die länger hielt als das Gefühl selbst.

Wenn ich heute zurückblicke, merke ich: Mein Heranwachsen war im Grunde ein einziges Schreiben. Nicht in der Form, wie man es in der Schule verlangte, nicht mit einem Anspruch auf Vollkommenheit oder literarischen Wert, eigentlich mit gar keinem Anspruch, sondern als ständiger Versuch, mich selbst zu verorten. Jeder Tagebucheintrag, jedes Gedicht, jeder Brief war eine kleine Markierung auf meiner inneren Landkarte – ein „Hier bin ich“, das ich festhalten wollte. Schreiben bedeutete, mich auszuprobieren, meine Gefühle und Gedanken auf Papier zu bannen und sie dadurch für mich selbst sichtbar und spürbarer zu machen. Es war weniger ein geplanter Akt als vielmehr ein Bedürfnis, später eine Gewohnheit, manchmal sogar eine Notwendigkeit. Schreiben half mir, meine Stimme zu finden – und manchmal auch die Stimme eines Gegenübers zu hören.

4. Form und Norm versus eigenes Schreiben

Bald auch das Schreiben über Texte. Vorerst nur für mich. Schreiben, um zu be-greifen. Und dann auch für den Religionslehrer über geschichtliche, philosophische und literarische Themen. Fernab von Note und Unterricht. Spezialgebiet Italienisch: Lara Cardella *Volevo i pantaloni. Von Unterdrückung zu Selbstbestimmung: Die Frau im historischen Wandel*.

Im Studium dann sich die Welt erlesen und erschreiben: Saussure, Dante, Manzoni, Schleiermacher, Schnitzler, Chomsky, Bachmann, Winkelmann, Moravia.

Meine erste Seminararbeit schrieb ich über *Il Gattopardo* von Giuseppe Tomasi di Lampedusa. Ein gewaltiger Text, voller Schichten und Bedeutungen – und doch reduzierte sich meine Auseinandersetzung bald auf die Regeln des wissenschaftlichen Schreibens. Quellenangaben, Zitate, Fußnoten, korrekte Gliederung. Dann die nächste Arbeit: *Der subordinierte Satz*. Wieder Form und Norm. Wieder das Gefühl, dass ich mich in ein Korsett zwingen musste, das nicht meines war. Und wieder die alte Frage: Kann ich überhaupt schreiben? Und noch grundsätzlicher: Ist das überhaupt Schreiben?

Und im geschützten Raum: Erzählungen im Kopf und denken und schreiben in zwei Sprachen. In Rom dann endlich freies Schreiben. Tagebücher, Reflexionen, Mitschriften. Deutsch und Italienisch. Briefe und Nachrichten nach Hause. Gedichte. Rom – ewigste aller Städte.

Die Erfahrung dieser Romjahre verlangte danach, verschriftlicht zu werden. Ich wollte sie festhalten, verewigen – nicht nur in Tagebüchern und Briefen, sondern nachhaltiger. So entstand meine Diplomarbeit: *Romanesco, Romanaccio, Romano – Studi sulla lingua della città di Roma*. Ein wissenschaftlicher Blick auf den römischen Dialekt – und zugleich ein sehr persönlicher. Denn zwischen den Kapiteln über Sprachgeschichte klangen meine eigenen Erinnerungen nach – an Plätze und Stimmen, an Freundschaften und Verluste, an Nächte, in denen ich für Prüfungen lernte und mit meinen Mitbewohnern bei Rotwein über das Leben philosophierte. Über das Leben und Fußball und über italienische Musik. *Notte prima degli esami*.¹

Es war, als hätte ich Rom selbst in Sprache gefasst. Nicht als Ganzes, niemals vollständig – aber als Echo, als Abdruck meiner Jahre dort. Am Schreibtisch zuhause flossen die Wörter auf Italienisch auf das Papier, denn in keiner anderen Sprache hätte ich in dem Moment und zu diesem Thema schreiben können. Ich schrieb, las, analysierte Texte, interviewte per Fragebogen und exzerpierte. Und dabei hörte und fühlte ich wieder die Stimmen auf der Straße, das Rufen der Marktverkäufer:innen, das Lachen in den Bars, die Flüche im Verkehr – all das wurde Teil meines Schreibens. *Roma capoccia d'er monno infame*.²

Doch Rom blieb nicht der letzte Ort meines Schreibens. So sehr die Stadt mir Freiheit geschenkt hatte, spürte ich, dass meine Fragen weitergingen – über Italien hinaus, über Europa hinaus. Sprache war für mich nie nur Grammatik oder Dialekt, sondern immer auch Kultur und Identität. Und je länger ich über das Romanesco schrieb, desto deutlicher wurde mir, dass jede Sprache eine Geschichte von Zugehörigkeit und Ausschluss erzählt.

So fiel die Entscheidung: eine Doktorarbeit. Nicht nur, um wissenschaftlich zu forschen, sondern auch, um meine eigene Suchbewegung fortzuschreiben. Von der Enge der Linienhefte meiner Kindheit bis zur Weite der Sprachenwelten, die ich nun betrat, führte eine Linie: die Frage, wie Worte unser Leben prägen. Die Doktorarbeit wurde für mich mehr als ein akademisches Projekt. Sie war der Versuch, meine eigene Biografie des Schreibens fortzusetzen: ein Leben zwischen Sprachen, Kulturen und Kontinenten, das ich immer wieder für mich in Worte fasste.

Ohne (Schreib-)Plan reiste ich mit einem Forschungsstipendium nach Mexiko. Ich las Klassiker der lateinamerikanischen Literatur, noch ohne konkrete Fragestellung: Borges, García Márquez, Allende, Paz, Castellanos, Rulfo. Ihre Worte öffneten mir eine Welt, die mir fremd war und mich faszinierte. Sprache, Mythos und Geschichte. Ich las und schrieb, was ich sah: Alltag in Oaxaca, Begegnungen auf Märkten, Gespräche im Bus, Feste und Rituale. Ich schrieb fragmentarisch, tagebuchartig, bestrebt, Eindrücke festzuhalten. Exzerpte zu Büchern und Sekundärliteratur. In meinen Notizen mischte sich Wissenschaftliches mit Persönlichem, Theorie mit Anekdote, Sprache mit Geruch, Klang und Farbe.

1 Lied des italienischen Cantautore Antonello Venditti, dt. Die Nacht vor den Prüfungen

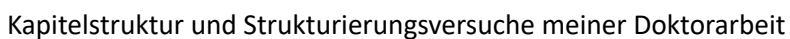
2 Römisch für Rom - Oberhaupt der infamen Welt (Textzeile des Liedes *Roma Capoccia* von Antonello Venditti).

Rückblickend denke ich, dass es vielleicht gerade dieses Planlose war, das mir half. Ohne feste Fragestellung, ohne akademischen Druck konnte ich mich in Mexiko mit einer anderen Freiheit der Literatur nähern. Ich las zunächst nur, weil mich die Texte anzogen, weil sie mich interessierten. Doch je mehr ich las, desto stärker veränderte sich auch mein Blick. Durch diese Annäherung begriff ich Literatur anders – nicht mehr als abgeschlossenen Kanon großer Werke, sondern als lebendigen Dialog mit meiner eigenen Erfahrung. Ich las anders, intensiver, zugleich kritischer und persönlicher. Und genau in diesem Spannungsfeld, zwischen unmittelbarer Lektüre und reflektiertem Nachdenken, entstand eine Idee meines späteren Themas. Ich begann nun auch, deutschsprachige Literatur über Lateinamerika zu lesen. Das Planlose erwies sich als Vorbereitung: Indem ich in Literatur lebte, indem ich über sie schrieb, aber auch über meinen mexikanischen Alltag, kam ich Schritt für Schritt auch zu dem Punkt, an dem ich Literatur wissenschaftlich untersuchen konnte – und so nahm die Idee meiner Doktorarbeit langsam Gestalt an.

Zurück in Österreich begann ich, das Erlebte in eine Form zu bringen. In der Distanz, im Rückblick, formte sich die Idee einer Doktorarbeit weiter aus. Ich fragte mich: Wie wird Mexiko in der europäischen Literatur gesehen? Welche Bilder, welche Sehnsüchte werden dort entworfen – und was sagt das über Europa aus?

Es folgten Jahre von ersten beruflichen Erfahrungen zwischen Klagenfurt, Rom, Wien und dann Linz. Ich schrieb mal mehr und mal weniger, ich forschte mal mehr und mal weniger. Die Doktorarbeit fühlte sich an wie ein Berg, den ich erklimmen, erlesen und erdenken musste. Ich begann zu schreiben, ohne genau zu wissen, wohin ich wollte und sollte. Ich erschrieb mir das Thema. Ein neuer Satz, einen Absatz streichen, eine neue Wendung, eine neue Abzweigung.

Langsam entstand mein Thema: *Mexiko als Geliebte – Europas literarische Conquista. Über einen Sehnsuchtsort in der deutschsprachigen Literatur*. In den Texten, die ich untersuchte, wurde Mexiko zur Projektionsfläche, zu einer Geliebten, die zugleich erobert und verehrt wurde. Weiblichkeit, Reinheit, kindliche Unschuld – all das wurde literarisch mit Mexiko verbunden, um eine eurozentrische Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradies“ zu nähren. Ich zeigte in meiner Arbeit, dass diese Projektionen nicht nur exotische Bilder erzeugten, sondern auch politische Wunschbilder und Gesellschaftsutopien. Dabei war mir immer bewusst: Wieder schrieb ich nicht nur über ein Thema, ich schrieb auch aus einer Erfahrung. Meine Zeit in Mexiko, meine Notizen, meine eigenen Texte ... all das floss in meine Arbeit mit ein, zumindest indirekt. Zwischen den wissenschaftlichen Kapiteln lebte mein persönliches Schreiben weiter. Die Doktorarbeit war für mich deshalb mehr als Forschung. Sie war Teil meiner eigenen Schreibbiografie, sie war meinem Wunsch zu schreiben geschuldet. Schreiben, um zu begreifen, erleben, mich zu verorten und mein eigenes Wort zu finden.



5. Zurück zur Literatur – und zu meinem Wort

Am Anfang war die Literatur und sie ist das, was bleibt. Sie war der Anfang – in den Bilderbüchern meiner Kindheit. Sie war Begleiterin – in Rom, in Mexiko, in Briefen, in Reflexionen über sie und in Gedichten. Und sie war Ziel – in meiner Doktorarbeit. Heute weiß ich: Schreiben bedeutet für mich immer auch, zwischen Welten zu leben. Und das Wort, das am Anfang nicht meines war, ist inzwischen zu meinem geworden.

„Wann bin ich eine Schreibende geworden? War es beim ersten O und A zwischen den Linien? Im Tagebuch meines Jugendzimmers? Beim ersten Brief, der wirklich ankam? Oder erst viel später, als ich in Rom frei schrieb oder in Österreich die Doktorarbeit verfasste? Wahrscheinlich bin ich nicht irgendwann zur Schreibenden geworden – vielleicht war ich es immer schon, nur in wechselnden Formen.

Die letzte Station meiner Schreibbiografie führte mich zurück zum Lesen – aber diesmal beruflich. Als Lektorin war ich plötzlich dafür verantwortlich, Texte anderer zu prüfen, zu begleiten, zu formen. Es war, als würde ich noch einmal in das alte Korsett zurückkehren: Normen, Regeln, Korrekturen. Doch diesmal stand ich nicht mehr auf der Seite der Schülerin, die rot markierte Fehler ertragen musste. Ich stand plötzlich auf der anderen Seite mit einem roten Stift in der Hand, zum Glück mit einem radierbaren.

Es war eine Feuerprobe. Konnte ich mich in den Text der anderen hineinfühlen, ohne meine eigene Stimme zu verlieren? Konnte ich die Balance halten zwischen Kritik und Respekt, zwischen Eingriff und Zurückhaltung? Das Lektorat war für mich nicht nur eine berufliche Aufgabe, sondern ein Spiegel: Es zeigte mir nach und nach, wie weit ich selbst mit meinem Schreiben gekommen war. Nach und nach schrieb ich mehr und mehr selbst, heute schreibe ich selbst Schulbücher. Und nicht nur das, aber momentan vorranging.

Vielleicht ist es genau meine eigene Schreibbiografie, die mir die Schreibdidaktik so wichtig macht. Mein eigenes Schreiben in der Schule war geprägt von Enge, von Normen, von rotem Stift. Schreiben war selten ein Ort der Freude, fast nie ein Raum der Entfaltung. Es war verbunden mit Druck, mit der Angst vor Fehlern, mit dem Gefühl, nie wirklich gut genug zu sein. Und trotzdem habe ich immer geschrieben. Im geschützten Raum und für mich. Die Lust am Schreiben, die kindliche Neugier, die spielerische Fantasie – all das hatte in meinem Schreiberleben der Schulzeit kaum Platz.

Gerade deshalb will ich diese Erfahrung nicht verdrängen, sondern bewusst einfließen lassen. Sie ist für mich Antrieb, etwas besser zu machen. Ich möchte Schreibdidaktik so gestalten, dass sie jungen Menschen genau das ermöglicht, was mir damals fehlte: Freude, Neugier, Entdeckergeist. Schreiben soll nicht nur Bewertung sein, sondern ein Raum, in dem man sich ausprobieren darf – ohne Angst vor dem Rotstift, ohne die ständige Korrektur im Nacken. Schulbücher und Unterricht können Orte sein, die Lust am Schreiben wecken, die Mut machen, die Sprache als Werkzeug und als Spiel erfahrbar machen. Das gilt auch für das Lesen. Literatur hat mich schon früh getragen, auch in Zeiten, in denen das Schreiben selbst schwierig war. Sie war immer mein Erweiterungsraum, meine Möglichkeit und Schleuse, fremde Welten zu betreten.

Deshalb gehört für mich beides untrennbar zusammen: Schreiben und Lesen. Wer schreibt, entdeckt Literatur neu; wer liest, findet oft neue und andere Worte und dadurch eine eigene Stimme.

Heute schreibe ich also. Nicht mehr heimlich im Tagebuch, nicht mehr unter dem Druck der roten Korrekturen, nicht mehr nur planlos zwischen zwei Welten. Ich schreibe mit der Erfahrung von Kindheit und Jugend, von Rom und Mexiko, von Studium und Lektorat. Schreiben ist für mich keine Pflicht mehr und auch keine Flucht. Es ist ein Zuhause geworden.

Am Anfang war das Wort der anderen. Jetzt ist es mein Wort.

6. Ich als Schreibende

Schreiben hat mein Leben verändert, weil es mir eine Stimme gab, lange bevor ich sie mir selbst zutraute. Schreiben hat mir gezeigt, dass sprachliches Denken nicht erst beginnt, wenn es normgerecht ist, sondern schon da, wo noch viel Unsicherheit herrscht. Wo etwas mitunter auch tastet, stockt und sucht.

Schreiben bedeutet für mich denken, lernen, entdecken. Es lehrte mich, Fehler als Zwischenschritte zu lesen, nicht als Urteile. Durch mein Schreiben kann ich wachsen. Durch Schreiben wurde Nähe geschaffen, wo Distanz war: in Briefen, in E-Mails, in Texten, die Kontinente überquerten, und in Themen, die Kontinente verbinden.

Schreiben hat mich gelehrt, mehrsprachig zu fühlen. Deutsch, Italienisch, später andere Sprachen. Schreiben wurde für mich ein Ort, an dem Identität nicht enger, sondern weiter wird.

Schreiben veränderte auch meine Arbeit. Als Lektorin lernte ich, Stimmen zu schützen, statt zu übertönen; als Didaktikerin, Räume zu öffnen, statt zu verengen. Mein schlechtes Schulschreiben ist dabei keine Narbe, die ich verberge, sondern ein Kompass: Es zeigt mir, wohin ich nicht zurückwill. Deshalb will ich Unterricht und Schulbücher, in denen Schreiben Entdecken ist, Probehandeln, Erkenntnis im eigenen Ton, die eigene Stimme finden – keine Prüfungssituation mit Punktabzug.

Schreiben hat meine Forschung verwandelt. Aus dem „über Texte reden“ wurde ein „aus Erfahrung fragen“. Mexiko als Geliebte war nicht nur Thema, sondern Spiegel: Wie blicken wir? Worauf projizieren wir? Wem gehört eine Geschichte? Schreiben zwang mich, Verantwortung zu übernehmen – für Perspektiven, für Begriffe, für jede Setzung, die Wirklichkeit mitschreibt. Und schließlich: Schreiben gab mir Zukunft. Beruflich und privat. Ich weiß heute, wohin ich gehe, indem ich schreibe – und ich weiß, dass Texte Räume sind, in denen ich mich immer wieder neu verorten und in denen ich mir immer wieder selbst begegnen kann – auch wenn die Welt und mein Selbst sich verändern. Schreiben ist für mich kein geschützter Raum mehr, sondern ein Zuhause, das ich mit anderen teile.

Erst seit kurzem nehme ich mich tatsächlich als Schreibende wahr. Es hat viele Jahre gedauert, bis ich diesen Schritt gegangen bin – bis ich mir selbst zugestanden habe, dass mein Schreiben mehr ist als Nebenprodukt, mehr als Mittel zum Zweck, mehr als eine Pflichtübung. Vielleicht musste ich all die Stationen durchlaufen, die ich bereits beschrieben habe. Erst in der Rückschau erkenne ich, dass all das Bausteine waren, die mich hierher geführt haben.

Und es ist sehr schön, sie zu reflektieren, weil mir so bewusst geworden ist: Ich habe schon immer geschrieben, ich wollte immer schreiben und heute darf ich schreiben. **Heute schreibe ich und ich definiere mich als Schreibende.**

Und nun, da ich mich als Schreibende erkenne, habe ich Pläne. Ich möchte mein Schreiben stärker sichtbar machen – nicht nur als wissenschaftliches Arbeiten, sondern auch in kreativen, essayistischen und autobiografischen Formen. Ich will mich noch freier bewegen zwischen Reflexion und Erzählung, zwischen Literaturwissenschaft und literarischem Ausdruck. Es reizt mich, eigene Texte zu veröffentlichen. Wie sie aussehen sollen, weiß ich noch nicht. Ich muss sie mir erst erdenken und erschreiben.

Zugleich möchte ich mein Schreiben bewusst in meine Arbeit mit anderen tragen: in die Schreibdidaktik, ins Lektorat, in den Dialog mit Schüler:innen, Studierenden und Kolleg:innen. Mein Ziel ist es, nicht nur meine Stimme zu stärken, sondern auch andere dabei zu unterstützen, ihre eigene zu finden. Denn Schreiben ist für mich inzwischen kein einsames Tun mehr, sondern eine gemeinsame Bewegung.

Vielleicht bin ich eine Schreibende geworden, als ich begriff: Das Wort gehört nicht zuerst der Norm, sondern dem Leben. Schreiben zu können, wie ich es möchte, ist Freiheit und Befreiung. **Am Anfang war das Wort der anderen. Jetzt ist es mein Wort – und ich reiche es weiter.**